

Osttiroler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

8. Jahrgang

Donnerstag, 28. April 1960

Nummer 4

Die Osttiroler Bauernsprachinseln Pladen und Zahre in Oberkarnien

2. Fortsetzung)

Von Dr. Maria Hornung

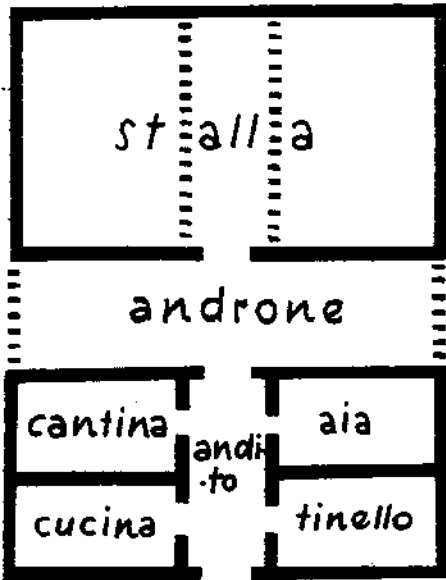
Eine so große Baukonstruktion mit durchgehender Firstlinie über Futterhaus und Feuerhaus war ein gewaltiges Unternehmen. Auch die Bezeichnung Houf für den gedeckten Verbindungsraum zwischen beiden Teilen scheint mir dafür zu sprechen, daß ursprünglich damit ein nicht überdachter Zwischenraum zwischen zwei

gen, daß der getrennte Typus älter ist. Vergleichen wir nunmehr die Grundrisse, die Baragiola für das karnische (wohlgemerkt nicht für das Pladener) Haus als Haupttypus angibt²³⁾, mit dem von Wopfner gebotenen²⁴⁾, so kommen wir zu einer verblüffenden Übereinstimmung der Anlagen (vgl. Skizze 1 und Skizze 2).

Damit ist noch lange nicht bewiesen, daß Pladen von Villgraten aus besiedelt wurde. Es tut sich vielmehr eine weitaus größere Perspektive auf: Das karnische Haus, zum großen Teil von Italienern (Friaulern) bewohnt, zeigt einen Haustypus, wie er in einem ganz altertümlichen abseitigen Tiroler Bergdorf heute noch vertreten ist. Die Villgrater sind für ihren Eigensinn und ihre Beharrsamkeit genugsam bekannt. Ist es nicht sonderbar, daß im armen Bergland Karnien weit verbreitet — wie der Italiener Baragiola feststellte — derselbe Haustypus noch heute herrscht? Der Leser vergleiche nun ganz unvoreingenommen meine Aufnahmen je eines Hauses in Messensee (Strassen bei Sillian, Bild 6) und in Pladen-Großdorf (Bild 7) sowie eines geteilten Hofes in Heising bei Strassen (Bild 8) und eines ähnlichen in der Zahre (Bild 9). Die Aufnahmen wurden in den Jahren 1958/59 gemacht. Mit dem zweiten Hauspaar Heising-Zahre kommen wir zum Problem der geteilten Häuser, jener Höfe also, in denen nicht ein männlicher Erbe das geschlossene Besitztum übernimmt, sondern dieses auf mehrere aufgeteilt wird. Baragiola bezeichnet die Teilung unter den Söhnen als eine Eigenart des italienischen Erbrechtes (Seite 213). Aber auch in unserem Osttiroler Bereich finden wir bei ganz alten Häusern diese sonderbare Teilung, wir begegnen ihr u. a. auch im Ötztal und in anderen abgelegenen Hochtallandschaften. Ich konnte aus Innervillgraten, dessen Häuser, wie Wopfner (Seite 273) betont,

weitgehend erneuert sind, keine so schlagenden Beispiele der Ähnlichkeit beibringen wie aus den weitfernen Pustertaler Weiern Messensee und Heising. Wir sind hier ebenso wie in Villgraten im Bereich der Heimfelder Herrschaft, die offenbar wirklich die Heimat unserer Pladner Bauern war. Man denke dann noch an das Oswaldpatrozinium hüben und drüben und an den

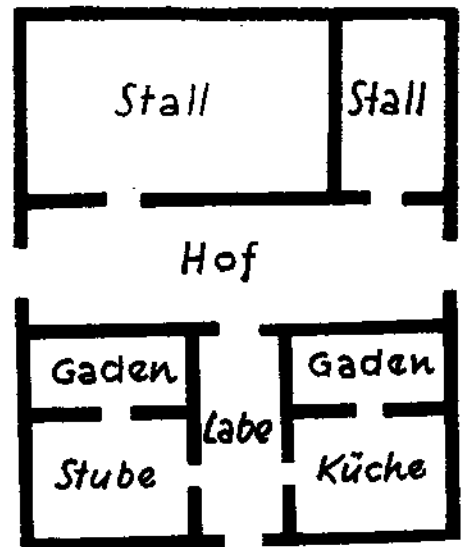
KARNISCHES HAUS (Forni di sopra) nach Baragiola



Skizze 1

Gebäuden gemeint war. Bei der einteiligen, sehr häufigen Form findet Baragiola eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen dem Grundriß des karnischen Hauses und dem Innervillgrater Haus. Dieses wurde einer genaueren Untersuchung durch Professor Wopfner unterzogen. Er findet zwar in Villgraten den Einheitstypus als herrschend vor, kann aber durch Vergleiche bele-

VILLGRATER HAUS nach Wopfner



Skizze 2

merkwürdigen, von mir noch nicht näher untersuchten Weiernamen Bloderhaus in der Gemeinde Strassen.

Der Gegensatz zwischen deutschen und romanischen Haus- und Siedlungsformen scheint in unserem Raum nicht so unüberbrückbar bestanden zu haben, wie es manchmal dargestellt wird. Man hat vielmehr mit einer innigen Verzahnung und Durchdringung zu rechnen, die eine eigene Form hervorgebracht



Bild 6: Einheitshof in Messensee bei Strassen, Osttirol

Aufnahme: Hornung



Bild 7: Einheitshof in Pladen (Großdorf)

Aufnahme: Hornung

hat. Wenn Baragiola in seinem Schlußwort (Seite 212) von einer „casa italo-tesca“ spricht, hat er wohl dieselbe Vorstellung.

Die Menschen, die unsere Sprachinsel heute bewohnen, zeigen ihrer körperlichen Erscheinung nach ein Bild, das auch von Vermischung und Durchdringung mehrerer Elemente zeugt. Unbestritten ist die Zahl der blonden und blauäugigen Menschen hier bedeutend höher als im umliegenden Friauler Gebiet. Daneben sind dunkle alpine und dinarische Typen zu beobachten. Im Durchschnitt ist die Bevölkerung mittelgroß bis klein und macht einen sehr abgearbeiteten, verhärteten Eindruck. Viele Menschen sind unterernährt, auffallend ist auch bei den Jungen der schlechte Zustand des Gebisses. Bewundernswert sind der Gleichmut und die Ergebenheit in den höheren Willen, mit denen die Pladener aus ihrem schweren arbeitsreichen Leben erzählen. Das Volk ist durchwegs tief gläubig, gütig, lebenswürdig und entgegenkommend im Umgang mit den Mitmenschen. Während eines dreiwöchigen Aufenthaltes, bei dem fast alle Stunden des Tages dem Umgang mit bäuerlichen Menschen gewidmet waren, konnte ich kein einziges Mal eine Szene des Unmutes, der Unfreundlichkeit oder gar des Zornes beobachten. Meine langen, ermüdenden Befragun-

gen wurden mit Ausdauer und größtem Interesse beantwortet. Während es bei unseren Gebirgsbauern immer wieder zu dem Augenblick kommt, in dem man mir entgegenhält: „letß woalt obr genue...“ konnte ich hier stundenlang Fragen stellen, ohne daß ein Zeichen der Langeweile oder Ungeduld zu beobachten war. Trotz ihrer bitteren Armut sind die Pladener sehr gastfreundlich, immer wieder wurde uns in den peinlich sauberen Wohnküchen Kaffee, Tee oder eine andere Erfrischung angeboten.

Das alte Volksbrauchtum, das ausgesprochen tirolischen Charakter hat und kaum eine Beeinflussung durch das umliegende Friaulische aufweist, ist nur noch bruchstückhaft erhalten. Im Gedächtnis der älteren Leute leben allerdings noch verschiedene Bräuche weiter. Zu Zunniwentn (Sonnwende) wurden Feuer angezündet, und die Burschen haben Schaibm geschloogn. Auf die Frage, wie das vorsichging, hieß es, sie haben gejuchtn und geschriien (aufgejauchzt und geschrien). Wie aber die Scheiben ausgeschaut hätten, rund, eckig, wie man sie in Brand setzte? Das hätte es alles nicht gegeben, mit Schaibmschloogn meint man eben das Jauchzen, erklärte mir eine alte Bäuerin, etwas anderes bedeute das nicht. So ist das Wort zwar noch vorhanden, aber sinnentleert. Auch vom Turtschn-

der Ostereier wird noch gesprochen. Es muß ähnlich vonstatten gegangen sein, wie bei uns. Das Räuchern des Hauses durch den Familienvater an drei Rauchtageabenden (24. Dezember, 31. Dezember und 5. Jänner) scheint schon lange abgekommen. Erzählt wird, daß man mit einer „alten Kanne mit geweihten Sachen“ herumging und fünf Vaterunser betete. Das Räuchern zu Dreikönig ist bekannt und geschieht durch den Priester. Auch der Begriff des heiligen Mahles am Mittag des 24. Dezember besteht noch, doch fehlt eine Bezeichnung. Wie in Osttirol darf an diesem Tage zur Essenszeit kein Fremder das Haus betreten, sonst könnte jemand von den Hausbewohnern im kommenden Jahr sterben.

Die Hochzeitsfeier wird mit dem ausführlichen Zeremoniell des Ladens, mit Klausemachen, Brautstehlen, Ehrentänzen usw. recht ähnlich wie in Tirol gehalten. Im Faschingsbrauchtum ist das Lotterg(i)ean, auch rollat g(i)ean noch hoch im Schwung. In zottige Felle und Hülhouzn²⁴⁾ gekleidet, mit primitiven Holzmasken (Lorvn) vor dem Gesicht und einem Satz Roiln (Schellen) um die Mitte, stürmen die Burschen, die rollatn Lotter, durch das Dorf, machen Lärm, Unfug und betteln um Geschenke. Auch Mädchen²⁵⁾ halten mit — wohl erst seit neuerer Zeit. Von der Percht ist nicht die Rede, doch ist das Lottergehen seiner Form nach wohl eine Art Perchtenlauf. Die Faschingstage heißen: Härrnzuntach, Fräßmontach und Schpaiörtach. Von dämonischen Gestalten kennt man noch die Truete, die als Alpdruck nächtlicherweile die Schläfer beunruhigt, die bilde Gevoor (wilde Jagd), die Hexen und die Schr(u)oatn. Letztere sind wohl eine Art Hausgeister, die in der Wand wohnen und denselben Namen tragen wie die Schrotköpfe, die durch das Ineinandergreifen der Balken an den Ecken gebildet werden. Wenn man bedenkt, daß solche Schrotköpfe früher oft zu fratzenhaften Dämonengesichtern zugeschnitzt wurden, dann ergibt sich die gesuchte Verbindung. Das Anmelden von Toten und das Toatehearn, die Stimmen von Toten hören, ist bei den älteren Frauen noch sehr bekannt.

Von einer Volkstracht ist nur wenig erhalten. Die älteren Frauen tragen dunkle, meist schwarze Mieder, die mit Stehkrägelchen und Längssäumen verziert sind, weite dunkle Röcke und dunkelblaue oder graue Schürzen mit kleinen weißen Tupfen. Das schwarze Kopftuch hat seitlich eine Blumenstickerei in Grün und Lila und ziemlich lange Fransen. Derartige Kleidung wird zur Arbeit getragen; die Festtagskleidung ist ähnlich, nur rein schwarz bis auf das Kopftuch mit seiner diskreten Stickerei. Im Winter wird es durch einen breiten Chenilleschal ersetzt. Die Männer haben keine Tracht mehr und sind ähnlich gekleidet wie unsere Bergbauern. Die Kost bestand früher fast ausschließlich aus hausgebackenem Schwarzbrot, Milch, Käse und Polenta; Knödel, Kraut und Selchfleisch bzw. -speck gehören zum sonntäglichen Es-

sen. Zu feierlichen Anlässen werden Krapfen und Kriskkilan, ähnlich unserer Plattlen, gebacken. Eine Pladener Spezialität ist die zum Plante (Pölkenta) gereichte Schöütedunkchate, eine Sauce aus getrocknetem Schöüte (Schotten, Topfen), der mit Pärsträm, einer Gewürzpflanze²³⁾, die in den Pladener Küchengärten wächst, vermischt wurde. Zur Erzeugung des Schotten wird Kchoziba (Kälberlab, bezw. der Labmagen selbst) verwendet. Im Küchengärtlein wachsen außerdem Schnittla (Schnittlauch), Zoolat (Salat), Kchoobaß (Kraut), Kchr(i)jean (Kren), Kchräße (Kresse), Mintße (Pefferminz), Bärmant (Wermut) usw. Seit den letzten Jahrzehnten kommen auch im bäuerlichen Haus Minestra und Pasta asciutta auf den Tisch und wird auch bei der Arbeit italienischer Rotwein getrunken.

Die Buttererzeugung geschieht mit dem Schiakkchr (Rührfaß), der in das Schiakkchrprät eingespannt wird, wie heute noch in den abgelegenen Teilen des Pustertales. Zum Abrahmen aus den zahlreichen Milchnepfen und Schießlen nimmt man den hölzernen Schpiß. Die alte Kooze (Almhütte) existiert nicht mehr, man bedient sich der Gemeinschaftsalm (malga, casera). Von den meisten älteren Arbeitsmethoden ist nicht mehr viel vorhanden. Hanf und Flachs werden nicht mehr gebaut. Nur im Gedächtnis der Alten leben die damit verbundenen Arbeitsvorgänge, vom Zaan (Säen) bis zum Hächchin und Prächchin, das in der Pooschtöwe (Badstube) geschah. Von diesen ursprünglichen Basstuben, die später zum Brecheln dienten, ist nichts mehr zu finden. Zum Ausschlagen der Linzat (Leinsamen) diente der Hoorpaile (Holzschlägel bei der Flachsbereitung). Dementsprechend ist auch die Arbeit des Spinnens sehr zurückgegangen. Immerhin wird noch von alten Frauen in Pladen die Wolle der selten gewordenen Schafe gesponnen. Man hat Schpinn- und Schpuilrät (Spinn- und Spulrad) und den Kouzlar (Rocken, slowen, Lehnwort, das schon aus dem Pustertal mitgebracht wurde). Auch die Technik des Wäschewaschens — einst war es das Zeacht (Sechten) mit Holzlauge — hat sich grundlegend geändert. Immerhin kann man aus dem noch vorhandenen bzw. in der Erinnerung der Menschen lebenden bäuerlichen Kulturgut auf einstige enge Zusammengehörigkeit mit dem Osttiroler Bauerntum schließen.

22) Baragiola, Seite 79, Figur 117.

23) Wopfner, Seite 278, Abbildung 25.

24) Die Hillhouzn werden aus den Hilln, sackleinenen Decken für das Zugvieh gefertigt und nach dem Fäschung wieder zertrennt.

25) Auch aus dem Deferegental erfährt ich kürzlich, daß das Kreikgian, ein Verkleidungsbrauch zu Allerheiligen mit Erbwischen von Seelenprotzen, nur noch von Mädechen ausgeübt wird.

26) Nach Mitteilung von Dr. A. Pischinger handelt es sich um die Gewürz- und Heilpflanze *Hysopus officinalis*, die aus dem Mittelmeerraum kommt. Auf sie wurde offenbar der Name eines ähnlichen Gewächses „Bertram“ (Umdeutung aus lateinischem *pyretum*), das in den Kärntner Küchengärten vorkommt, übertragen.

(Fortsetzung folgt.)



Bild 8: Hof in Heising bei Strassen. Osttirol, der auf drei Besitzerfamilien aufgeteilt ist. Aufnahme: Hornung



Bild 9: Häusergruppe in Oberzahre; rechts ein dreigeteilter Hof Aufnahme: Hornung

Die Mor von Sunneg in Lienz

Aus den Mor zu Sunneg, die schon 1310 das Bürgerrecht der Stadt Innsbruck besaßen, entstanden später zahlreiche Stämme, Linien, Äste, Zweige. Einige Familienmitglieder zogen nach Osttirol, wo Hieronymus Mor am 6. April 1570 Pfleger von Anras wurde. Da dessen Gattin Appollonia Kern, Tochter des Brunecker Bürgermeisters Christian Kern, die Kommunion unter beiden Gestalten forderte, verweigerte man ihr dies, weshalb sie sich einen der neuen Lehre anhängenden Priester aus Kärnten kommen ließ. Hieronymus von Mor war sehr reich, war um 1513 geboren, starb am 5. November 1574 und wurde in Dietsheim begraben (Grabmal noch vorhanden). Hieronymus wurde nach Welsberg versetzt und dann Bürgermeister von Bruneck (1556). Am 1. Februar 1557 wurde er in den Ritterstand erhoben.

Karl von Mor, Sohn des Hieronymus, war 1581 bis 1591 Pfleger von Anras. Er hatte fortwährend Konflikte mit dem Anraser Pfarrer Ismael Fabruz. Da Mor an Fasttagen öffentlich Fleisch aß, zeigte ihn der Pfarrer an. Daraufhin begab sich Mor ins Pfarrhaus und schlug den Pfarrer blutig;

Darauf wurde Karl v. Mor (11. März 1593) exkommuniziert. Als nun der Pfarrer in der Kirche predigte und den Pfleger Mor auf der Empore bemerkte, weigerte er sich, in Gegenwart eines Exkommunizierten die Messe zu zelebrieren. Daraufhin soll Mor mit allen Messebesuchern die Kirche verlassen haben. Am 27. März 1596 erhielt der Pfarrer von Gais den Auftrag, die Exkommunizierung des Mor aufzuheben.

Franz Johann von Mor, zehnter Sohn des Johann Adam von Mor, Pfleger von Sprechenstein, zog am 6. Mai 1668 nach Osttirol und erwarb dort das Gut Anthof in Patriasdorf. Er wurde Direktor der Messinghütte in Lienz, und war verheiratet: erstens in Lienz am 6. November 1673 mit Anna Maria von Koller-Kolleg, zweitens in Lienz, 11. Februar 1697 mit Anna Maria von Payr-Thurn. Franz Johann von Mor hatte 16 Kinder, 12 Söhne und 4 Töchter. Er war geboren am 1. Juni 1651 in Sterzing und starb am 12. September 1723 in Lienz. Seine Nachkommen wanderten von Lienz ab. Die Morgasse in Lienz erinnert noch an dieses hier längst ausgestorbene Geschlecht.

Granichstaedten!

Von Boten, Fuhrleuten und Stellwagen

(1. Fortsetzung)

Von Josef Astner

Die übrigen Talstraßen wurden als örtliche Angelegenheit der jeweiligen Interessenten betrachtet. Von diesen Verkehrswegen als „Straßen“ im heutigen Sinne zu sprechen, ist natürlich höchst unzutreffend: Es waren ganz elendige Karrenwege, oft sogar gefährlich. Der zunehmende Handel und Verkehr erforderte jedoch auch hier zumindest einen primitiven Ausbau, wofür aber die einzelnen Gemeinden finanziell zu schwach waren. Darum schlossen sich die jeweiligen Talgemeinden zunächst zusammen und veranlaßten auch finanzkräftigere entfernte Orte, welche an der Wirtschaft des Tales direkt oder indirekt interessiert waren, zum Beitritt. So entstanden die sogenannten „Konkurrenzstraßen“. Hier ist „Konkurrenz“ nicht im Sinne geschäftsstörender Nebenbetriebe, sondern im Sinne des Zusammenwirkens gemeint. So gehörten z. B. der Kaiser und der Virgener Konkurrenzstraße nicht nur die an- und inliegenden Talorte, sondern auch Lienz, Ainet und Matri an. Die Konkurrenten wählten einen Ausschuß, der Vorschläge unterbreitete, die Ausführung überwachte und am Jahresende abrechnete. Alle Konkurrenten waren zur Beitragsleistung an Hand eines vereinbarten Schlüssels verpflichtet. Allerdings war die gemeinsame Finanzkraft immer so schwach, daß solche Ausbauten meist viele Jahre in Anspruch nahmen. Für wesentliche Verbesserungen oder Neustrassierungen erhielten die Konkurrenzstraßen jährlich vom Lande eine Kostenvergütung von 30 bis 40 Prozent. Zwecks Aufbringung der Erhaltungskosten wurden für Fuhrwerke und für jedes Stück angetriebenen Viehs eine Maut eingehoben. Diese wurde erst nach Einführung der Benzinsteuer (nach 1930) abgeschafft.

Als öffentliche Einrichtungen zur Pflege des Straßenwesens bestanden eigene Ämter. Vor 1914 war es das Amt des Bezirksingenieurs in Bruneck. Nach 1918 wurde daraus die Bezirksbauleitung Lienz, die mit Landes- und Bundesmitteln arbeitete. Bis 1925 oblag ihr der Ausbau der Drautal-Bundesstraße, der Ausbau der Straße zwischen Kartitsch und Untertilliach und die Drauverbauung. Allerdings leistete der Bund auch ca. 20 Prozent der Ausbaukosten der Virgener-, Kaiser- und Tiliacherstraße.

Alle übrigen straßenbautechnischen Arbeiten, also für die Konkurrenzstraßen, oblagen seit 1826 der Landesbauleitung in Matri, welche dafür Landesmittel zur Verfügung hatte. Sie hatte die Beratung und Betreuung aller Konkurrenzstraßen und deren Ausbau zu besorgen.

Im Jahre 1938 wurden alle Konkurrenzstraßen als Landesstraßen übernommen. Jedoch können die Gemeinden bei größeren Arbeiten (Staubfreimachung u. ä.) zu einem Kostenbeitrag

bis zu 30 Prozent herangezogen werden. Es gibt also keine Konkurrenzstraßen mehr, wohl aber noch Gemeinde- und Interessentschaftswege (Güterwege, Forstwege). Wenn dafür auch häufig Beiträge von Land und Bund geleistet werden, so haben für Bau und Erhaltung grundsätzlich doch nur die Gemeinden, bzw. Interessenten allein aufzukommen. Die zentrale Leitung des Straßenwesens ist in Osttirol seit 1948 mit anderen Sparten im Baubezirksamte Lienz vereinigt.

Die damaligen Verkehrsmittel für den Personentransport wurden als „Omnibusse“ und „Kaleschen“ bezeichnet.

Unter erstere fällt vor allem der eigentliche Stellwagen, der auffallend stark gebaut war. Seine massiven breiten Räder sollten sowohl den gefährlichen Schlaglöchern der miserablen Straßen standhalten, als auch das Einsinken auf Moraststrecken verhindern. Die rückwärts leicht zugänglich angebrachte Posttruhe war von einer erhöhten und daher sehr begehrten Sitzbank überdeckt. Dieser schwere Stellwagen konnte 12 bis 14 Fahrgäste aufnehmen. — Die andere Omnibusart war der sog. Landauer. Er war von leichter Bauart und wurde daher vorwiegend auf Strecken eingesetzt, auf welchen wegen der vielen Stellstücke der Stellwagen zu schwer war. Er war auch kleiner als der Stellwagen und hatte im Innern 6 Sitzplätze und einen siebten neben dem Kutscher. Bei Wagenarten erforderten natürlich doppelspannige Zugkraft.

Zu den Kaleschen zählte das Coupé, das Cabriolet u. a., die bezüglich Bauart und Kapazität etwa der heutigen Kutsche glichen. Je nach Größe und Personenzahl wurden sie ein- oder zweispännig gefahren.

Der Poststellwagen war aber nicht an die dauernde Benützung des schweren Wagens gebunden. Vielmehr setzte der Postmeister je nach Frequenz (Saison, Markttag, stille Zeit) das jeweils passende Gefährt ein, das somit auch nur eine Kalesche sein konnte, aber immer Poststellwagen oder Postomnibus hieß. Sonst waren die Kaleschen die Fahrzeuge der Lohnkutscher.

In der teilweise Behandlung dieser alten Verkehrseinrichtungen beginnen wir aus gutem Grunde mit dem

Pustertal von Bruneck bis Innichen

Hier wird nur von einer Bötin berichtet, nämlich der im Heldenjahre 1809 in Taisten geborenen Agnes Widmair, die regelmäßig ihre Botengänge von Taisten nach Bruneck absolvierte. Der „Neese“ wird nachgerühmt, daß sie eine treue, verlässliche Trägerin war, wenn auch mitunter etwas schwankend, weil sie auf den Schnaps als Antriebsmittel nicht gerne verzichtet. Es wird ihr auch angelastet, daß sie im Jahre 1872 auf dem Heimwege von Bruneck unweit Plaiken (Welsberg) in die Rienz stürzte und dabei den Tod fand.

Der große Verkehrsunternehmer des Pustertales war Josef Hellensteiner, „Schwarzadlerwirth“ in Niederdorf und seine noch berühmtere Frau Emma, die bekanntlich vom Kaiser das goldene Verdienstkreuz erhielt. Josefs Bruder war der rührige Postmeister und Postwirt Franz Hellensteiner, der zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum im Jahre 1877 das goldene Verdienstkreuz mit Krone erhielt. Josef Hellensteiner begann im November 1850 (oder früher?) mit einer dreimal wöchentlich verkehrenden Stellwagenlinie Niederdorf—Brixen („Weißes Kreuz“) und setzte damit den ersten Privatstellwagen im Pustertale in Bewegung. Im Jahre 1851 tun sich die beiden Brüder zusammen, führen die genannte Brixner Linie und dehnen sie nach Osten hin bis Lienz aus. Das offenbar gute Geschäft veranlaßte im Jahre 1852 Maria Wtw. Sternberger, Gastwirtin zur „Sonne“ in Bruneck, ebenfalls täglich einen Stellwagen von Bruneck nach Brixen und retour (am gleichen Tage) einzurichten. Der „Sonnenwirt“, der heute nicht mehr besteht, war das Haus neben der heutigen Apotheke in der Stadtgasse. Für die Fahrt Bruneck—Brixen wurden 6 Stunden benötigt und dafür 1,12 fl eingehoben. Im Jahre 1853 setzte die „Sonnenwirtin“ einen weiteren Stellwagen für die Strecke Bruneck—Innichen ein, während die Hellensteiner weiterhin Niederdorf—Brixen fuhren, aber jetzt beim „Elefanten“ Endstation machten. Ein findiges anonymes „Unternehmen“ bewerkstelligte den Anschluß vom „Elefanten“ in Brixen zum „Hirschenwirt“ in Bozen. Interessant ist, daß es in diesen Stellwagen von Niederdorf bis Bozen eine I. und eine II. Klasse gab. Der Postmeister Franz Hellensteiner schied aber offenbar bald wieder aus. Auch der „Schwarzadlerwirth“ Josef starb, sodaß Frau Emma den Stellwagendienst allein weiterführte, bis 1859 Sebastian Ragger, Gastwirt „Zum goldenen Adler“, auch täglich die Linie Niederdorf—Brixen befuhr, und zwar an einem Tage vom eigenen Gasthofe, am anderen ab Gasthof „Zur Post“. Als letzter Verkehrsunternehmer scheint 1871 Josef Fink aus Brixen auf, der dort um 8 Uhr früh abfuhr, um halb 2 Uhr nach Bruneck kam, um halb 3 Uhr nach Innichen weiterfuhr, dort um 8 Uhr abends ankam und am nächsten Tag wieder nach Brixen zurückkehrte. Mit der Eröffnung der Pustertaler Bahn am 20. November 1871 mußten sowohl die k. k. Postkutsche wie auch die Privatstellwagen ihre Fahrten einstellen und alles dem schnaubenden Dampfproß überlassen. Dafür förderte der einsetzende Fremdenstrom die Verkehrsentwicklung in den Seitentälern, wobei die Postmeister die ersten Fahrmöglichkeiten einrichteten.

(Fortsetzung folgt.)